Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 26

Artikel: Am Son-kai

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643762

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

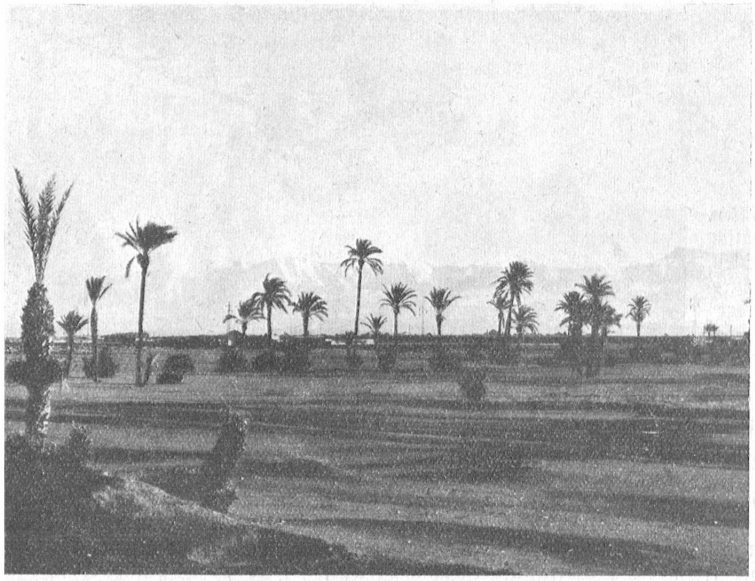
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Palmen und Schneeberge. Marrakech mit hohem Atlas.

hat aus Nordafrika, das nach dem Untergange der alten Kultur eine Steppe und Wüste geworden war, ein fruchtbares Ackerland gemacht. Der Legionär baut in Tonkin, Algerien und Marokko Straßen und Eisenbahnlinien durch Steppe und durch die Sahara. Er baut die Befestigungen und Forts, in die Frankreich, wenn sie fertiggestellt sind, seine eigenen Truppen oder Eingeborenenregimenter legt. Die Legionäre sind alles in einem: Maurer, Zimmermann, Kanalbauer, Elektrotechniker, Tiefbauarbeiter, Steinhauer. Er lernt schnell, wenn er es noch nicht kann, mit Pickel und Schaufel hantieren. Die Gesamtstärke der Fremdenlegion dürfte heute etwa 25,000 Mann betragen, davon 45 Prozent Deutsche.

Wer in die Legion eintritt, muß wissen, daß er nicht in Ferien geht, sondern in fremden Zonen Kriegsdienst nimmt und Freiheit, Leben und vielleicht auch seine Gesundheit aufs Spiel setzt. Ueber der dienstfreien Zeit des Legionärs steht das Wort: Tödliche Langeweile. Anschluß an andere Menschen findet er selten. Der Eingeborene liebt ihn nicht, weiße Frauen lehnen ihn ab, Ausländer wollen das, was er nicht will: ihn ausfragen. Der Franzose selbst achtet den Legionär als Soldat, mit dem in der Uniform steckenden Menschen will er nichts zu tun haben. Wer nicht Charakter besitzt und auf sich selbst sieht, ist auf die Kameraden angewiesen, oder er versinkt bald in Vergnügungen niederster Art. Das sauer verdiente Geld wird durch die Gurgel gejagt. „Wer nicht saufen kann, ist kein Legionär." Die tägliche Weinration (¼ Liter, vom Gesundheitsdienst angeordnet) reizt zum Genuß. Die alten Legionäre gehen darauf aus, den „Blauen" (Neuen) Eintrittsgeld und Sold durchbringen zu helfen. Blutsaugerische Wirte tun das übrige. So lebt er in den Tag hinein, in innerer Leere, Ohnmacht und Bitterkeit und verstrickt sich immer tiefer in Lebensekel, Gleichgültigkeit oder Schamlosigkeit. Die Gemeinen triumphieren, die Schwachen zermürben sich, die Guten leiden. —

... Der unbestrafte Legionär kann schreiben, wohin er will, und seine Briefe werden — entgegen anderer Ansicht — nicht zensuriert. Angehörige sollen harte Vorwürfe und ebenso billige wie zwecklose, nachträgliche Reminiszenzen vermeiden, um den zum Legionär Gewordenen nicht zur Verzweiflung oder — was oft vorkommt — zu Selbstmord zu treiben. Man schicke ihm gute Lektüre. Die Post arbeitet ziemlich zuverlässig. Sehr beliebt ist bei den Legionären das Studium fremder Sprachen. Diese Art Beschäftigung gibt ihnen — soweit sie wollen — auch einen inneren Halt, sie fallen dann weder dem Trunk noch anderen Lastern anheim.

Man zeige dem Legionär ein Ziel für die Zukunft und raube ihm nicht den Glauben an die Heimat. Jeremiaden über schlechte Verhältnisse in Europa und die von Hoffnungslosigkeit getränkten Schreibereien können ihn schließlich nur veranlassen, sein Engagement für Frankreich um 5 Jahre zu verlängern und sich naturalisieren zu lassen, wodurch er seiner Heimat dann endgültig entfremdet wird. —

Am Son-kai.

Aus den Erlebnissen des Schweizer Fremdenlegionärs Fr. Peyer aus Zürich in Tonkin.

Nach einer mehr als 40tägigen Seereise tauchte endlich die Küste Tonkins in nebelhaften Umrissen vor den erwartungsvoll Ausschau haltenden Legionären auf. Noch einige kleine Kilometer nordwärts, und unseren erstaunten Blicken bot sich das märchenhaft anmutende Panorama der Hafenstadt Haiphong. Voll hochgespannter Erwartungen betraten wir den Boden des „Paradieses der Legionäre". Vielversprechend war der Eindruck, den die erste Stadt Tonkins auf uns machte. Interessiert nahmen wir Notiz vom Aussehen der Eingeborenen. An den Ufern des Meeres tummelten sich Büffelherden im Schlamm. Tausende von Enten und anderem Geflügel schwammen in den Hafengewässern umher. Die Tropensonne ließ alles in buntschillernden Farben erscheinen. — Da ich vor knapp zwei Monaten noch in einem abgelegenen Bergposten in Marokko gewesen, kam mir dieses Erlebnis wie ein Uebergang von dunkler Nacht zum hellen Sonnentag vor.

Nur einen Tag konnten wir in Haiphong verbleiben. Weiter landeinwärts ging es, nach meiner ersten Tonkiner Garnison Dap-cau. In Schaluppen fuhren wir den Song-kai aufwärts unserem Ziele entgegen. Siedelungen von Eingeborenen und große Reisfelder dehnten sich an den Ufern des ruhig dahinfließenden Stromes aus. Vorbei ging die Fahrt an Hanoi, der prächtig gelegenen Hauptstadt Tonkins.

Als wir in Dap-cau ankamen, stand an der Landungsstelle ein Musikkorps empfangsbereit da. Beim Marsch nach der Kaserne bildete die Bevölkerung beidseitig der Straße Spalier. Auffällig zahlreich waren dabei die Schönen Tonkins vertreten. Bei der Kaserne angelangt, konnten wir sogleich unsere Zimmer beziehen, uns waschen und umkleiden. Nachher gab es Wein und Kaffee, und eine gute Mahlzeit ließ auch nicht lange auf sich warten. Die Kaserne ist schön gebaut und mit zweckmäßig eingerichteten Zimmern versehen.

In nicht allzu weiter Entfernung von der Kaserne, fast ein besonderes Viertel bildend, liegen die „Privatwohnungen" der Soldaten. Es sind dies meistens kleine Bretter- oder Bambushütten. Es ist nämlich in Tonking Sitte, daß die Militärs mit Anamittinnen eine sogenannte Zeitehe eingehen. Auch die Häuser der Offiziere lagen abgesondert für sich. Diese bestanden aus Parterre und einem Stockwerk, waren ohne Ausnahme schön gebaut und nach europäischem Muster eingerichtet.

Dap-cau, 1926 noch Hauptgarnison der Legionäre in Tonkin, war damals ein Dorf mittlerer Größe. Fast jedes Haus war zugleich auch Geschäft, wo Lebensmittel, Glaswaren, Zigaretten ꝛc. feilgeboten wurden. An größeren Gasthöfen gab es ein europäisches Restaurant und ein Japaner-Café. Etwelche Unterhaltung boten die Programme des kleinen Kinos. Das gesamte Geschäftsleben war ausschließlich auf die Bedürfnisse des Militärs eingestellt und davon abhängig. Eine größere Anzahl Eingeborener fanden Ver-

dienst in der Munitionswerkstätte. Franzosen hielten in diesem Betriebe die Aufsicht inne. Der Bahnhof war ebenfalls im Kasernenrayon gelegen. In der näheren Umgebung gab es eine größere Fläche mit Reisplantagen. Dap-cau ist einer der gesündesten Garnisonsorte Tonkins.

Am Abend des Ankunftstages bekamen wir Ausgang bis 9 Uhr. Im Verein mit einigen Kameraden schlich ich mich nachher wieder hinaus, um Dap-cau auch gleich zur Nachtzeit kennen zu lernen. Wir suchten vorerst das Japaner-Café auf. Dort befanden sich noch, bei einem guten Trunke vereint, einige Legionäre, die schon längere Zeit am Orte waren. Es handelte sich um „Verheiratete", welche sehr oft Nachturlaub oder verlängerten Ausgang erhielten. Sie erzählten uns einige Details vom Leben und Dienst in Tonkin.

Gegen Mitternacht gab es allgemeinen Aufbruch. Die „Tonkiner" luden uns noch zur Besichtigung ihrer Wohnungen ein, wodurch wir Einblick in die europäisch-asiatischen Häuslichkeiten gewannen. Die meisten dieser „Privatsitze" waren nach der Mode des Westens ausstaffiert; in einigen war die „Anamittenbraut" überhaupt das einzig „Asiatische", das wir zu Gesicht bekamen. — Mitternacht war längst vorüber, als wir uns endlich zur Rückkehr in die Kaserne bequemten. —

Unsere dienstlichen Verrichtungen bestanden in verschiedenen Arbeiten, innerer Dienst, Exerzieren und Wachestehen. Zur Sommerszeit gab es um 5 und im Winter um 6 Uhr Tagwache. Die Arbeits- oder Dienstzeit dauerte gewöhnlich vormittags vier und am Nachmittag zwei bis drei Stunden. Bei großer Hitze wurde stets eine mehrstündige Mittagsruhe eingeschaltet. In Garnisonen, wo die Fiebergefahr groß war, ist der Dienstbetrieb dementsprechend leichter gewesen. Im Vergleich mit Algerien oder Marokko konnte Tonkin einigermaßen mit Recht das Paradies der Legionäre genannt werden.

Jeden fünfzehnten und letzten des Monats gab es 18 Piaster 90 Cents Löhnung, was nach dem durchschnittlichen Stand der Valuta etwa 150—160 französische Franken ausmachte. Davon mußten die Verheirateten jeweils die Hälfte ihrer Frau abliefern. Trotz der verhältnismäßig reichlichen Löhnung, wurde bei den verschiedenen Geschäftsinhabern nach Möglichkeit auf Kredit genommen. Es brauchte immer ein „freundliches Drängen" seitens der Gläubiger, bis wir uns bei den Soldauszahlungen dazu bequemten, kleine Abzahlungen zu leisten.

Im allgemeinen hatten wir in Dap-cau anständige Vorgesetzte gehabt. Namentlich die Offiziere waren nicht mehr als absolut notwendig bei der Truppe. Wenn sie sich nicht in ihren Häusern oder an dieser oder jener Vergnügungsstätte aufhielten, fuhren sie per Auto oder Droschke im Lande herum. Einige hatten die Familie bei sich, während die andern, gleich den Soldaten, mit Anamittinnen zusammenlebten. Viele der „Höheren" fröhnten auch dem Opiumrauchen, den Untergebenen gutes Beispiel gebend, wie das bestehende Verbot zu umgehen sei. —

Sobald sich die neuangekommenen Legionäre ein wenig eingelebt hatten, hielten sie, wie es in Tonkin üblich ist, Umschau nach eigenen Frauen und Wohnungen. Zur Schließung und auch zur Scheidung einer solchen „Militärehe" gebrauchte es keiner Formalitäten. Wenn Soldaten versetzt werden oder nach Algerien zurückreisen müssen, sind damit auch ihre ehelichen Verpflichtungen ohne weiteres erloschen. Für etwa vorhandene Kinder sorgt die Militärbehörde. Die Wohnungsmiete haben die Frauen von ihrem Soldanteil zu bestreiten. Es kommt auch vor, daß sich die „Militärs" zwei und noch mehr Frauen zu gleicher Zeit hielten. Es war in solchem Falle gut, daß die verschiedenen Gattinnen nicht alles in Erfahrung bringen konnten. Eifersuchtsszenen, ganz wie in Europa, waren sonst die unausbleibliche Folge. — Was die Eheschließung bei den Eingeborenen anbetrifft, ist hier die Kaufehe vorherrschend. Wer zu wenig Geld besitzt, eine Frau zu kaufen, kann auch Lebensmittel und andere Waren an Zahlungsstatt geben. —

Der Verkehr zwischen Militär und einheimischer Bevölkerung war soweit ein freundschaftlicher. Wir hatten es in Dap-cau mit einem sehr arbeitsamen Völklein zu tun. Namentlich die Frauen waren vom frühen Morgen bis zum späten Abend emsig tätig und arbeiteten sogar in Steinbrüchen. Für wenige Cents beförderten sie große Haufen von Kohlen, Steinen oder Sand, mehrere Hundert Meter weit an Ort und Stelle. Mit einer Bambusstange über den Schultern, links und rechts ein Korb herabhängend, so wurden die Lasten geschleppt. Nur selten kamen kleine Karren als Transportmittel zur Verwendung, waren doch die meisten Leute zu arm, sich solche anzuschaffen. Auch eine Anzahl Kulibusse gab es am Orte. Eine halbe Stunde Fahrt in diesen von Menschenpferden gezogenen Wägelchen kostete 10 Cents. Hausierer trugen den ganzen Tag ihre Ware von Haus zu Haus, und von Ort zu Ort, nicht gewillt, Feierabend zu machen, bevor das letzte Stück verkauft war.

Ein Teil der Bewohner Tonkins huldigt noch verschiedenen Arten Götzendienst und Ahnenkultus. Daneben gibt es viele Buddhisten und auch katholische Christen. Beim „Schimm-Schimm" (Gebetshandlung) werden vor den Götzenbildern verschiedenartig geformte Figuren verbrannt und Knallschwärmer losgelassen. Viele der Götzen sind des öftern reich mit Gold verziert. Die „Gebetfiguren" sind aus Bambus verfertigt, mit Papier überzogen, auf dem alle möglichen Tier- und Puppenformen, die jede ihre besondere Bedeutung haben, aufgezeichnet sind. In den Tempeln wird mancherorts ständig Kerzenlicht unterhalten. Zu jeder Tageszeit sieht man dort Gläubige ihre Andacht verrichten. Der noch an Heidenkulten hangende, strenggläubige Anamite ist bereit, für seinen verehrten Gott den letzten „Sabek" (kleines Geldstück) zu opfern.

Große Teile von Tonkin haben ein fiebergefährliches Klima. Wenn der Song-kai Hochwasser führt, werden jeweils ausgedehnte Ufergebiete überschwemmt. Als Folge davon entstehen dann bei den tiefer gelegenen Sumpfflächen giftige Dunstschwaden. Besonders berüchtigt als Fieberhölle ist das an der Grenze Chinas gelegene Laokey. Es bestand eine Vorschrift, daß europäische Soldaten dort nicht länger als 8 Monate dienen durften. —

Außer in Dap-cau bin ich noch in Vietri und Tong, beide Orte ebenfalls am Song-kai gelegen, in Garnison gewesen. In Vietri fröhnten die Legionäre — Vorgesetzte nicht ausgenommen — reichlich dem Laster des Opiumrauchens. Mancher hat dadurch seine Gesundheit für immer ruiniert.

Eine plötzliche Ueberschwemmung in Vietri zwang uns einst zur Nachtzeit zu schleuniger Flucht aus den Privatwohnungen. Fast nackt, einige ihre Frauen auf den Armen tragend, strebten wir der auf einem Hügel gelegenen Kaserne zu. Jeder „Unglückliche" wurde bei der Kaserne mit lautem Hallo und Gelächter empfangen. Doch gelang es allen, sich rechtzeitig aus dem nassen Elemente zu retten. Viele Häuser wurden zerstört und Möbel, nebst anderen Gegenständen, weggeschwemmt. Jeder, der vom Unheil Betroffenen, suchte hierauf eine möglichst hochgelegene neue Wohnung zu erhalten. —

Nach zweieinhalb Jahren Dienstzeit in Tonkin mußte ich mich wieder dazu bequemen, die Rückreise nach Algerien anzutreten. Niemand kehrte gerne nach Afrika zurück. Ich faßte den Plan, mein Heil in der Flucht zu suchen, sei es bei Singapore, Colombo oder am Suez-Kanal. Bei Colombo, der Hauptstadt der Insel Ceylon, gelang das Wagnis. Nach achtjährigem, wechselvollem Legionsdienst, kehrte ich Ende 1928 wieder in die Heimat zurück.